Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Wie man das Gebet des Herrn verwenden kann und soll.

Das Gebet des „Vater unser“ als mündliches und als betrachtendes Gebet Gebet läßt eine manchfache Verwendung im Gebetsleben zu.

Wir können hierin zunächst der kirchlichen Praxis folgen und es an den Stellen verwenden, an denen es im Gottesdienst, in der Liturgie und im Brevier eingeschaltet ist. Kein Officium beginnt die betende Kirche, das nicht mit dem „Pater noster“ beginnt und zum Schlusse betet man es auch gewöhnlich noch einmal. So ist gleichsam das Officium zwischen dieses Gebet, das auch im Officium sonst noch mehrfache Verwendung hat, eingeschaltet.

Das „Vater unser“ ist vor allem in den Canon der hl. Messe an bedeutsamer Stelle eingeschaltet. Nach der „elevatio minor“ (der kleinen Erhebung der eucharistischen Gestalten) betet oder singt es der Priester, und die Gläubigen sollen es mitbeten. Man könnte und sollte sich vornehmen, daß dieses, mit dem Priester in der hl. Messe gebetete „Pater noster“ das andächtigste im Laufe des Tages sein soll.

Im Privatgebet findet das „Vater unser“ passend Verwendung im Morgen- und Abendgebet, ferner als Tischgebet.

Es durchzieht das Rosenkranzgebet, in welchem es mit dem Ave Maria abwechselt.

Man könnte aber auch im betrachtenden Gebet das „Vater unser“ oft, sei es im Ganzen, sei es in einzelnen Bitten, zum Gegenstand der Betrachtung, also des inneren Gebetes, machen.

So könnte man die sieben Bitten auf die sieben Tage der Woche passend als Stoff für je eine Betrachtung, verteilen und so den Geist dieses Gebetes fruchtbar für das innere Leben machen.

Man könnte sich aus diesen sieben Bitten gleichsam Stichworte für die Wochentage und das Leben in ihnen machen. Wie passend wäre z. B. für den Sonntag die Bitte: „Geheiligt werde dein Name“, für den Beichttag: „Vergib uns unsere Schuld“, für den Tag, an dem man die hl. Kommunion empfängt: „Unser tägliches Brot gib uns heute“, so daß man unter dem besonderen Eindruck dieser Gebetsworte als Motto verbliebe und die entsprechenden religiösen Akte vornähme.

An Tagen, an denen uns Leid beschert wird, sollte im Vordergrund stehen das Wort: „Dein Wille geschehe“.

Jede dieser Bitten hat ihre besondere Verwendung im Leben, die man kennen lernen kann und soll, wozu auch unsere Sonntagslesungen dienen sollten.

Kein Gebet wird so oft gewohnheitsmäßig, gedanken- und sinnlos hergesagt, wie das Vater unser. Aber keines eignet sich auch so sehr dazu, das Gebetsleben einer Seele, die ihre Gebetspflicht ernst nimmt, zu befruchten, wie dieses Gebet.

Das Vater unser gut zu beten, lernt man im ganzen Leben nie aus. P. W.

Das Evangelium — unser schönstes Lesebuch.

Das hl. Evangelium soll im Hause der christlichen Familie ein Hausrecht haben. Zunächst **als Lesebuch!** Unsere Großeltern hielten ihren Goffine oder eine andere biblische Hauspostille hoch in Ehren und haben Sonntag für Sonntag darin gelesen. Auch den Kindern der neuen Zeit sagt der Einheitskatechismus: „Die Kirche wünscht, daß wir eifrig die heilige Schrift lesen.“ An Fronleichnam werden in Stadt und Dorf an vier Altären unter freiem Himmel die Anfänge der vier Evangelien gesungen. Das will heißen: In euren Familien sollt ihr über diese Anfänge hinaus die hl. Evangelien weiter lesen! Die letzten Päpste haben ausdrücklich gewünscht, das Evangelium solle in den Familien gelesen werden. Unter dem Weihnachtsbaum sollte also neben der Krippe öfters das Evangelium als Christgeschenk erscheinen! Auch zur Firmung, zur Trauung, zum Namenstag, zum Andenken an Exerzitien oder Volksmission solltet ihr euch öfter mit einem Evangelium in einer kirchlich gutgeheißenen Ausgabe beschenken! Laßt euch davon von euren Seelsorgern oder vom katholischen Buchhandel beraten und nicht von unbekannten Hausierern überreden!

Eines der größeren Kinder macht den Lektor, den Vorleser der Familie, und liest jeden Tag, wenigstens jeden Sonntag, zu einer festgesetzten Viertelstunde, vielleicht in Verbindung mit dem Rosenkranz, laut und langsam aus dem hl. Evangelium, zunächst aus dem Lukas- und Johannesevangelium, einen Abschnitt vor. Der Vorleser beginnt: „Lesung des hl. Evangeliums nach Lukas, erstes Kapitel“. Zum Schlusse küßt er den hl. Text und sagt: „So weit die Lesung des hl. Evangeliums nach Lukas“ und alle antworten wie nach dem letzten Evangelium der hl. Messe: „Deo gratias, Gott sei Dank“. So wird auch am hl. Abend vor der Christbescherung das Evangelium der Weihnachtsmette zuerst vorgelesen. Nicht zu viel auf einmal! Im allgemeinen nur einen Abschnitt von 20 bis 40 Versen! Lieber den gleichen Abschnitt zweimal lesen! Und langsam und feierlich! So langsam, wie der Tau vom Himmel fällt, nicht so schnell, wie der Wasserfall vom Felsen stürzt. Da erfüllt sich das Wort: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen“. Da wandelt sich das Heim der christlichen Familie in ein Heiligtum. Da steht Christus als König des Hauses unter uns und spendet den Eltern wie den Kindern einen Theophilussegen. Die Kinder im besonderen werden aus diesen Lesungen sich goldene Lebensregeln sammeln und die Lebensweisheit Christi sich zu eigen machen. Auch den Kranken sollte man in ganz kleinen Abschnitten aus dem hl. Evangelium vorlesen. Nach dem Rituale der Kirche muß der Priester bei Krankenbesuchen bald diesen, bald jenen Text aus dem Evangelium sprechen und im Sinne der Kirche damit Haus und Krankenzimmer weihen. Das Evangelium, der ewige Kalender der christlichen Familie, unser schönstes Lesebuch!

(Aus dem Hirtenbrief des Kardinals Faulhaber.)

Erleichtert wird dieser Wunsch des hohen Kirchenfürsten durch die **prächtige Uebersetzung des Neuen Testamentes von P. Rösch**, *) die unbestreitbar die beste ist, die wir in deutscher Sprache besitzen. Ein schlagender Beweis dafür ist die schnelle Verbreitung und die große Beliebtheit dieser Uebersetzung der hl. Evangelien. Soeben ist das 110—130. Tausend ausgegeben.

Viele, die bisher wenig oder nur selten die Heilige Schrift zur Hand nahmen, sind eifrige Leser des Göttlichen Wortes geworden, seitdem sie die Uebersetzung von Rösch kennen gelernt haben. Warum? Bei Rösch ist der Satzbau kurz und durchsichtig, der Ausdruck bestimmt und klar. Rösch versteht es auch, unklare und schwerverständliche Stellen dem Verständnis des Lesers zu erschließen. Erleichtert wird das Verständnis und das Auffinden durch die zahlreichen zusammenfassenden Ueberschriften und die häufige Anwendung des Absatzes. Vor allem aber ist die Wiedergabe des Bibelwortes eine durchaus getreue und deshalb ist sie nicht nur bei Laien so beliebt, sondern auch von Religionslehrern in den Schulen eingeführt. Möchte diese herrliche und schöne Ausgabe des Neuen Testamentes bald Gemeingut des deutschen Volkes werden, was nicht schwer halten dürfte, da der bekannte Verlag den Preis des Buches trotz seiner guten und schönen Ausstattung möglichst niedrig gehalten hat.

B. van Acken, S. J.

---

*) **Das Neue Testament**, übersetzt und erläutert von P. Konst. Rösch OMC. auf gutem, weißen Dünndruckpapier. 110.—130 Tausend. Einfache Ausgabe 2 Mk. Geschenkausgaben: geb. in Ganzleinen 3.30 Mk., geb. in Indanthren-Leinen 4.50 Mark. Druck und Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1928.

Rockefellers Missionsbeiträge.

John Rockefeller junior hat den Nördlichen Baptistenmissionsgesellschaften für dies Jahr wieder 100 000 Pfund gestiftet, die Hälfte dieser Summe unter der Bedingung, daß die Gesellschaften ihr letztjähriges Einkommen überschreiten. Für jeden Dollar Mehreinkommen gab er im Vorjahr einen Dollar aus eigener Kasse bis zur Höchstgrenze von 50 000 Pfund. Dieses Jahr gibt er wieder das Geld unter gleichen Bedingungen.

Wie die Katholiken die Autonomie Indiens auffassen.

Aus Madras (Indien) wird uns geschrieben: Das Exekutivkomitee der Südindischen katholischen Gesellschaft hat sein Gutachten an die Kommission Simon abgegeben. Das Dokument soll eine in der Form würdige, gemäßigte Erklärung darstellen. Es rät zur Beibehaltung des jetzigen Kommunalwahlrechtes, in dem die Christen als Einheit betrachtet werden. Nur wünscht man Erhöhung der Zahl der christlichen Parlamentssitze. Das Komitee ist der Ansicht, daß es Zeit ist, Indien eine teilweise autonome Regierung zu geben. Die Zentralregierung für ganz Indien in Erziehungsfragen, Gesetzgebung, Industrie, Landwirtschaft soll einem Wahlparlament verantwortlich sein. Armee, Auswärtiges, Eisenbahn, Handel sollen wie bisher in den Händen des Staatssekretärs für Indien und des britischen Parlaments bleiben.

Für unsere Kleinen.

Der Herbst naht.

Der Herbst hält Einzug im deutschen Land.
Der Sommer still und schnell verschwand,
Und Stürme über Stoppeln wehn,
Wald und Flur im Herbstschmuck stehn.

Rund um das Dorf tönt groß' Geschrei,
Scharen von Vögeln fliegen herbei.
Sie sitzen zusammen dicht gereiht,
Zur Fahrt in den warmen Süden bereit.

Nachtigall, Kuckuck, Storch und Star
Und der Schwalben unendliche Schar,
Weit führt der Weg sie jetzt über das Meer,
Der Abschied von hier wird ihnen schwer.

Heut' sind sie versammelt zum letzten Mal,
Süß tönt der Lieder heller Schall.
„Lebt wohl, lebt wohl“, klingt's aus dem Lied,
„Wir müssen fort, der Sommer schied“.

Ein Spätzlein sitzt auf dürrem Ast
Und hält dort seine Mittagsrast.
Es denkt vergnügt in seinem Sinn:
„Wo fliegen die so weit nur hin?

Ich bleibe hier mit meiner Frau
In meines Nestchens engem Bau,
Laß andere nach dem Süden geh'n,
Ich find' den deutschen Winter schön.“

Don Quixote und die Windmühlen.

Nach Cervantes von L. Tieck.

Einmal sah Don Quixote wohl dreißig bis vierzig Windmühlen auf dem Felde stehen, und so wie er sie erblickte, sagte er zu seinem Edelknaben: „Das Glück führt unsere Sache besser, als wir es nur wünschen könnten; denn siehe, Freund Sancho, dort zeigen sich dreißig oder noch mehr ungeheure Riesen, mit denen ich eine Schlacht zu halten gesonnen bin, um allen das Leben zu nehmen. Mit der Beute von ihnen wollen wir den Anfang unsers Reichtums machen; denn dies ist ein trefflicher Krieg.

„Welche Riesen?“ fragte Sancho Pansa.

„Die du dort siehst“, antwortete sein Herr, „mit den gewaltigen Armen, die zuweilen wohl zwei Meilen lang sind.“

„Seht doch hin, gnäd'ger Herr“, sagte Sancho, „daß das, was da steht, keine Riesen, sondern Windmühlen sind! Und was Ihr für Arme haltet, sind die Flügel, die der Wind umdreht, wodurch der Mühlstein in Gang gebracht wird.“

„Es scheint doch“, antwortete Don Quichote, „daß du in Abenteuern nicht sonderlich bewandert bist. Es sind Riesen, und wenn du dich fürchtest, so gehe von hier und ergib dich in einiger Entfernung dem Gebete, indes ich die schreckliche und ungleiche Schlacht beginne!“

Mit diesen Worten gab er seinem Pferde Rozinante die Sporen, ohne auf die Stimme seines Edelknaben Sancho zu achten, der ihm noch immer nachrief, daß es ganz gewiß Windmühlen und nicht Riesen wären, was er angreifen wollte. Aber er war so fest von den Riesen überzeugt, daß er weder nach der Stimme seines Stallmeisters Sancho hörte, noch sich zu sehen bemühte, bis er dem Orte, wo sie standen, nahe gekommen war, worauf er mit lauter Stimme rief: „Entflieht nicht, ihr feigherzigen und niederträchtigen Kreaturen! Ein einziger Ritter ist es, der euch die Stirne bietet.“ Zugleich erhob sich ein kleiner Wind, der die großen Flügel in Bewegung setzte. Als Don Quixote dies gewahr wurde, sprengte er, wohl von seinem Schilde bedeckt, in der Rechten die Lanze, im vollen Galopp auf die vorderste Windmühle los und gab ihr einen Lanzenstich in einen Flügel, den der Wind so heftig herumdrehte, daß die Lanze in Stücke sprang, Pferd und Reiter aber eine große Strecke über das Feld weggeschleudert wurden.

Sancho Pansa trabte mit der größten Eilfertigkeit seines Esels herbei, und als er hinzukam, fand er, daß Don Quixote sich nicht rühren konnte, so gewaltig war der Sturz, den Rozinante getan hatte. „Gott steh' uns bei!“ sagte Sancho. „Sagte ich's nicht, daß daß Ihr zusehen möchtet, was Ihr tätet, und daß es nur Windmühlen wären, die ja auch jeder kennen muß, der nicht selber welche im Kopfe hat?“

„Gib dich zur Ruhe, Freund Sancho!“ antwortete Don Quixote. „Das ist Kriegsglück, das am meisten von allen Dingen einem ewigen Wechsel unterworfen ist.“

Spiele.

Von J. C.

Treffball.

Hierzu stellen sich die Mitspieler in zwei 10 Meter voneinander entfernten Reihen auf. Der Erste der einen Partei versucht, mit einem Ball einen in der anderen Reihe Stehenden zu treffen. Gelingt es ihm, so muß der Getroffene zu seiner Partei herüberkommen, andernfalls er sich in die gegnerische Reihe stellen muß. Danach wirft der Erste der zweiten Reihe usw. Die Partei, die zuletzt die wenigsten Spieler hat, hat verloren.

Mattmachen.

Die Schar der Spieler teilt sich in zwei Gruppen. Die Mitte des Platzes ist durch eine in den Boden geritzte Linie bezeichnet, so daß zwei Felder vorhanden sind, deren jedes von einer Partei besetzt wird. Das Aufstellungsmal der Gruppen liegt etwa 15 bis 20 Schritt auseinander. Jeder Spieler (einer nach dem anderen) sucht jetzt über die Grenzlinie in das Gebiet der Gegner zu laufen und irgend einen derselben mit der flachen Hand zu schlagen mit dem Rufe: „Matt!“ Gelingt dies einem und kommt er dabei glücklich, d. h. ohne selbst von einem anderen Gegner geschlagen oder festgehalten zu werden, wieder auf seinem eigenen Gebiete an, so ist der Geschlagene matt: er muß austreten. Diejenige Partei, die zuletzt die meisten Mattgemachten aufzuweisen hat, geht als Sieger hervor. Bei einer großen Anzahl von Spielern ist es notwendig, daß eine Partei mit einem Abzeichen, z. B. Zweig an der Kopfbedeckung, versehen ist, um Verwirrung zu vermeiden.

Sprüche.

Durch Fleiß und Arbeit erlangst du Gottes Segen.

Niemand schaden, allen Hilfe leisten, ist Religion.

In jedes Haus, wo Liebe wohnt,
Da scheint hinein auch Sonn' und Mond.

„Retten Sie mich vor dem Untergang!“

Bettelbriefe, Gaunerbriefe. — Gewohnheitsmäßiges Bettelbriefschreiben. — „Bettelbriefindustrie.“ — Aus der Praxis der Bettelbriefschreiber.

Es ist weit und breit bekannt, **und nicht nur dem Kriminalisten von Beruf, daß die weitaus meisten Bettler sich nicht in wirklicher Not befinden, ja, daß es sogar Bettler gibt, die ein recht ansehnliches Einkommen haben.** Indessen sind diejenigen Bettler, die, mit allerlei Gebrechen behaftet, oder derartige Gebrechen vortäuschend, auf der Straße oder an den Türen um milde Gaben ansprechen, doch nur gewissermaßen die Proletarier jener Gauner von Beruf, die das Betteln als ihre Spezialität erwählt haben, und die Großen auf diesem Gebiete des Industrierittertums sind diejenigen, die jahraus, jahrein, Tag um Tag, sich an die Reichen und Wohltätigen mit Bettelbriefen wenden. Der Bettler auf der Straße und an den Türen heischt und erhält Kupfer, Nickel, im besten Falle einmal Silbergeld, der Bettelbriefschreiber verlangt Gold und Papiergeld, bis in die Hunderte und Tausende erstreckt sich die erbettelte Summe, und das schlimmste ist, daß diese Gauner sie oft erhalten, das viel schlimmere, daß man sie selten behördlicherseits fassen kann.

Freilich, nicht jeder Bettelbriefschreiber ist ein Schwindler; es gibt nicht nur wirkliche Arme, die in ihrer elenden Verlassenheit keinen anderen Ausweg kennen, als an den Edelmut Reicher zu appellieren, und ebenso gibt es Leute, die gerade nicht zu den Armen und Elenden gehören, die aber meinen, daß der Geldsack der Reichen so unerschöpflich ist, daß er auch zu unnützen Zwecken angebohrt werden darf.

Wie harmlos und unverschämt manche in solcher Beziehung sind, das möge nur ein authentischer Fall illustrieren: Als vor Jahren der Milliardär Vanderbilt sich in Dresden aufhielt, wurde er täglich mit Bettelbriefen geradezu überschüttet. Die unmöglichsten Menschen baten um abgelegte Hundert- und Tausendmarkscheine. Eine Bitte aber war ganz originell: Eine junge Landsmännin Vanderbilts bat um 20 Mark, damit sie ihrer Verehrung für den Dresdener Bühnensänger Scheidemantel Ausdruck geben könne. Dieser Bettelbrief blieb natürlich unerledigt.

Ich möchte aber auch noch einen Fall hier erwähnen, wo eine wirkliche Arme auf einen Bettelbrief an eine Reiche nichts erhielt. Der Fall ist authentisch, und sei hier wegen seiner humorvollen Seite erwähnt; er ereignete sich in Wien. Dort spielte einst eine Schönheit eine große Rolle, die dem berühmten Maler Makart zu vielen seiner weiblichen Gestalten, die sich bekanntlich durch einen großen Mangel an Kleidung auszeichnen, Modell gestanden hatte. Als Makart dann starb, geriet die Schönheit nach und nach in großes Elend, und sie wandte sich daher in ihrer Not an einige reiche Damen der Wiener Gesellschaft, die einst dem großen Meister der Farbe sehr gehuldigt hatten; und so schrieb sie denn auch an eine besonders sittenstrenge Frau, der sie in beweglichen Worten schilderte, wie glücklich sie zu Makarts Zeiten gewesen war, und wie elend sie jetzt sei, und daß sie nun selbst der notwendigsten Kleidungsstücke und Nahrung entbehrte. Darauf aber erwiderte die sonst zwar wohltätige, aber durch den Brief des ehemaligen Makart-Modells in ihrer Sittenstrenge getroffene Frau, daß sie nur solchen Armen gebe, die weniger an das Entblößtsein von allem Notwendigen gewöhnt sind, als die Bittstellerin.

Mit allen solchen Bettelbriefen hat die Gaunerei der Bettelbriefindustrie nichts zu tun. Ich habe diesen Wiener Fall besonders auch des Gegensatzes halber hier erwähnt. Wahrscheinlich wäre dieselbe sittenstrenge Wohltäterin einem wirklichen Bettelbriefgauner ins Garn gegangen, während das verarmte Makart-Modell gerade durch die Erwähnung jener glücklichen Modellzeit im Bettelbriefe bewies, daß sie eine wirkliche Arme sei, die von der Bettelbriefgaunerei nichts versteht.

Der Bettelbriefgauner ist nämlich zunächst stets unverschuldet ins Elend geraten. Er ist stets von den edelsten Motiven bei seiner Lebensführung geleitet gewesen. Er hat für einen guten Freund gutgesagt, der ihn dann hintergangen hat, oder ist bei irgendeiner finanziellen Katastrophe um seine schwer erarbeiteten und mühsam ersparten Groschen betrogen worden. Die erbetene Summe kann dann gerade immer den völligen Ruin aufhalten.

Natürlich ist alles erlogen, was in dem Briefe steht, der handwerksmäßig hergestellt ist. Mit welcher Schlauheit dabei vorgegangen wird, möge ein Fall illustrieren, der sich vor ein paar Jahren in Berlin zutrug.

Ein sehr bekannter Berliner Bankier, der als lebhafter Gesellschafter bekannt ist, befindet sich in fröhlichem Kreise von Verwandten und Freunden, denen er durch seine nachdenkliche Stille auffällt. Auf vieles Drängen, was ihn beschäftige, erzählt er endlich, daß ein Brief, den er heute erhalten habe, ihn besonders verstimme: der Sohn eines alten Freundes, mit dem er gedient habe, und der ihm damals einen großen Freundschaftsdienst leistete, sei in arger Not, und habe sich hilfeflehend an ihn gewandt. In diesem Augenblick ruft ein Herr am entgegengesetzten Ende der Tafelrunde: „Das ist aber merkwürdig; ich habe heute einen Brief von der Tochter eines angeblichen Studienkollegen bekommen, der mir auch einmal einen großen Dienst geleistet haben soll. Ich kann mich nun freilich weder an den Studienkollegen, noch an jenen Dienst erinnern!“ Nun lachten die anderen Tischgenossen, und kamen auf den sehr richtigen Gedanken, daß beide Briefe auf Schwindel beruhen, und von ein und derselben Person herrühren könnten. Man ließ sofort die Briefe holen, die auch in Schrift und Wortlaut (nur mit den erwähnten Aenderungen) übereinstimmten, nur, daß der eine eine männliche, der andere eine weibliche Unterschrift hatte. Das merkwürdige war nur, daß der Bankier sich in der Tat an einen Fall erinnern zu können glaubte, dem der Brief hätte zugrunde liegen können, sei es nun, daß der Bettelbriefgauner jenen Fall in Erfahrung gebracht und sich zunutze gemacht hatte, sei es, daß der Bankier durch den Brief in eine Selbsttäuschung versetzt worden ist.

In nicht seltenen Fällen widmen sich diesem Zweige des Industrierittertums verarmte und verkommene Adelige, deren hochklingende Namen als Unterschrift unter Bettelbriefen stets die größte Wirksamkeit haben. Natürlich bedienen sich auch nicht selten Industrieritter bürgerlicher Herkunft lediglich zur Ausführung von Bettelbriefgaunereien solcher hochklingender Namen. Indessen ist das Tatsache, daß dieses Gaunergebiet mehr als jedes andere von den verkommenen und entarteten Angehörigen der gebildeten Kreise ausgeführt wird, weil es das ungefährlichste Gebiet des Industrierittertums ist.

Denn zunächst läßt sich der Schwindel ja in den meisten Fällen schwer nachweisen, da der Bettelbrief keine Vorspiegelung falscher Tatsachen unbedingt zu enthalten braucht. Vor allem aber fällt es keinem der Bettelbriefempfänger ein, mit solch einer Angelegenheit die Behörden zu belästigen und ihnen die Gauner auszuliefern. Erstens fürchtet man die Scherereien, die man noch etwa damit haben könnte, dann aber, und vor allem, scheut man sich, das Odium der Herzlosigkeit auf sich zu laden, indem man einen „Armen“, wenn man ihm schon selbst nichts geben will, der Polizei ausliefert. **In gar seltenen Fällen aber erfüllt man die Bitten der Bettelbriefgauner, und schickt ihnen, wenn auch nicht die verlangte Summe, so doch einen Teilbetrag. Das tun selbst Leute, die davon überzeugt sind, daß der Betrag an Unwürdige und Gauner gelangt.**

So seltsam das klingt, aber es ist so, und diese Tatsache hat folgende Gründe. Erstens wenden sich diese Gauner mit Vorliebe an reiche Börsenspekulanten. Nun ist es eine alte Tatsache, daß Spieler abergläubisch sind, also sind es auch Börsenspekulanten, die ja nicht selten Spieler großen Stils sind. Und es ist ein bekannter Aberglaube, daß Opfer, welcher Art dieselben auch seien, Glück bringen. So bringen nicht selten Börsenspekulanten derartige Opfer, um das Glück an ihre Fersen zu heften.

Dann aber sagen sich auch viele wahrhaft wohltätige Menschen, daß sie im Zweifel, ob die Gabe Würdige oder Unwürdige treffe, lieber immer geben. Die berühmte deutsch-österreichische Schriftstellerin Ebner-Eschenbach hat das einmal in einer sehr hübschen Novelle geschildert, deren Held einmal einer wirklich in Not geratenen Frau achtlos die Gabe versagte, und dann, als er vernahm, daß die Arme umkam, jedem gab, der sich an ihn wandte, und zwar so schnell als möglich gab.

Welche Erfahrungen ein derartiger edler Wohltäter dabei machen kann, zeigt der folgende Vorfall, der sich vor einigen Jahren in Berlin ereignete. Ein bekannter Wohltäter wird in der erbarmungswürdigsten Weise um eine Gabe gebeten; der Brief berichtet von Krankheiten und aller möglichen anderen Not, und um dieser nach Kräften, mehr als es durch eine einmalige Geldsendung geschehen könnte, abzuhelfen, begibt er sich noch am Abend desselben Tages, da er den Brief empfing, in die Wohnung des Briefstellers, wo er mit freudigem Hurra von einem fröhlichen Kreise begrüßt wird. **Man gab dort eine festliche Gesellschaft, und hielt im ersten Augenblick den Wohltäter für einen der Geladenen.**

Humor.

Unerwartete Wirkung.

„Ja, Herr Doktor, meine Nichte ist ein begabtes Mädchen; sie malt, singt, spielt Klavier und hat sich auch schon schriftstellerisch versucht!“

„Danke verbindlichst für diese Warnung, gnädige Frau!“

Beiderseitiges Entgegenkommen.

— „Wir würden sehr gerne Ihre Tochter ein paar Wochen bei uns aufnehmen, aber leider sind wir etwas sehr beschränkt!“

— „O, das tut nichts! Meine Tochter ist auch nicht gerade die Schlaueste!“

Zwei altdeutsche Schnurren.

Erzählt von Peter Backes.

Nachdruck verboten.

Der kluge Bauer.

„Gemacht!“, sagte Jupp Bertram laut vor sich hin, stellte seine Honiggefäße auf einem Tische auf, schürzte die Hemdärmel hoch, blinzelte über den weiten Marktplatz des Städtchens, holte dann tief und lang Atem, so daß sich seine breite Brust weit ausdehnte und rief über den Platz hinüber: „Honig! Ihr Leute! Den allerfeinsten Honig hat der Jupp Bertram!“ Sprach's und deckte die Gefäße auf, so daß ein honigsüßer Duft sich rings verbreitete. Alsbald kamen auch die Käufer heran, meist Frauen mit flachsgelbem und dunklem Haar, in schwarze Taft- oder Tuchkleider gehüllt und das Gesicht ernst und hart wie der Boden des Landes. Sie besahen sich den goldgelben Honig, steckten auch abwechselnd einmal prüfend die Nase in die Gefäße hinein und feilschten dann mit Jupp Bertram über die Höhe des Preises. Doch Jupp Bertram hatte seinen Preis festgesetzt, davon ließ er nicht ab. Dazu duftete der Honig immer verlockender, die Frauen langten bereits in ihre Markttaschen, um das Geld zu entnehmen, da geschah das Entsetzliche: Ein riesiger Fliegenschwarm, von der Süße des Honigs herbeigezogen, schwirrte plötzlich um die Nasen der Bäuerinnen und ließen sich dann in schwarzen Scharen auf den offenen Honiggefäßen nieder. Die Frauen kreischten laut auf, Jupp Bertram ließ einen Fluch zwischen den Zähnen hindurchfahren und suchte die Fliegen zu verscheuchen. Doch was nützte Jupp Bertrams grimmiges Mühen: Die Käuferinnen waren hinweggestoben und das Fliegengeschmeiß blieb auf seiner Beute sitzen.

Was nun? Jupp Bertram rannte um seinen Marktstand herum, wetterte auf Städtchen und Bürgermeister. „Diesem Bürgermeister werde ich's heimzahlen!“ schalt er, „er läßt zu, daß sich der Dreck im Städtchen anhäuft, züchtet also solcherweise die Fliegenbrut und verdirbt mir das so gut begonnene Geschäft!“

„Verklag den Bürgermeister beim Bürgermeister!“, meinte lachend Hein Pelzer, dem der Schalk in blanken Lichtern aus den Augen leuchtete, „verschaff dir Recht beim Bürgermeister, Jupp Bertram!“

Jupp Bertram sah Hein Pelzer einen Augenblick lang todernst an. Doch als der auf seinem Vorschlag beharrte, verschloß Jupp Bertram die Honiggefäße mitsamt den Fliegen, packte seine Kiepe auf und ging zum Bürgermeisteramt.

Was nun? Zuerst lachte der Bürgermeister übers ganze Gesicht, als ihm Jupp Bertram seine Klage vorbrachte. Dann aber, als Jupp Bertram sein Recht immer stärker forderte, als er hervorhob, daß nur der Unrat, den der Bürgermeister in seiner Stadt dulde, das Fliegengeschmeiß aufkommen ließe, daß also der Bürgermeister die erste und einzige Schuld an seinem Mißgeschick trage, erklärte der Bürgermeister und ließ diese Erklärung also gleich schriftlich ausfertigen, daß alle Fliegen in der Stadt vogelfrei seien, daß er, Jupp Bertram, die Befugnis habe, sämtliche Fliegen totzuschlagen, wo immer er sie antreffe.

Jupp Bertram kicherte in sich hinein, als er das Geschriebene und Unterschriebene in Händen hielt. Er ging zu seinen Honigtöpfen, öffnete einen nach dem andern, so daß ein schwarzer Fliegenschwarm aufflog und rings durch den Raum schwirrte. Und Jupp Bertram machte Jagd auf die Fliegen, erschlug die erste auf des Bürgermeisters Glatze, die zweite auf dessen Nase. Der Gemeindediener erhielt gerade in dem Augenblick eine Maulschelle, als er den Kopf in des Bürgermeisters Zimmer hineinsteckte; denn eine Fliege hatte sich eben auf seine linke Wange niedergelassen. Dadurch aber, daß der Gemeindediener die Tür geöffnet, drangen die Fliegen auch in das andere Amtszimmer ein, und Jupp Bertram schlug auch hier die Fliegen tot, „wo er sie antraf“. Wenn man ihn entrüstet zurechtweisen wollte, wies Jupp Bertram nur auf den weißen Schein hin, der des Bürgermeisters Erklärung und seine Unterschrift trug. Dann schwieg man still und betroffen und ließ den Jupp Bertram weiter sein Henkerswerk ausüben.

Dieweil saß der Bürgermeister in seiner Amtsstube, überdachte die Folgen seiner Erklärung, dachte an das Unheil, das diese Erklärung noch anrichten könne, wenn dieser Jupp Bertram hinginge und in der ganzen Stadt die Fliegen totschlüge „wo immer er sie anträfe“. Da langte er mit einemmal tief in seinen Geldbeutel hinein und hieß Jupp Bertram zu sich kommen: „Was kostet der Honig mitsamt den Fliegen?“

„Fünf blanke Taler, nicht mehr und nicht weniger!“, erwiderte Jupp Bertram.

Und Jupp Bertram strich schmunzelnd die Taler ein, die in der Sonne ordentlich blinkten und blitzten. Der Bürgermeister aber zerriß seine Erklärung, so daß nunmehr beiden geholfen war: dem Erzschelmen Jupp Bertram und dem geprellten Bürgermeister.

Der „Kindskopf“.

Franz Berenthal, weiland Goldschmiedemeister, lag untätig im Fenster und schaute die Gasse hinunter, die prall in der Mittagssonne lag. Da kam von ungefähr ein Handwerksbursche daher, vollgepackt das Ränzel, verstaubt die Schuhe, doch weit und wissenshungrig die Augen. Er stellte sich breitspurig vor Franz Berenthals Schaufenster, beschaute sich die ausgestellten güldenen Ringe und Schmuckstücke, blinzelte auch dann und wann einmal zu dem im Fenster Liegenden hinauf, zwinkerte ihm gar mit den Augen zu, so daß Franz Berenthal bei sich dachte: Was will dieser Kauz?

Der Handwerksbursche erriet des andern Gedanken: „Es wäre mir lieb, zu erfahren, wie hoch bei Euch wohl ein Silberblock, so groß wie ein Kindskopf, im Preise steht“, sagte er.

Franz Berenthal, der gewohnt war, nur gute Geschäfte abzuschließen, wähnte hinter dem Handwerksburschen einen Dummen, der einen Silberschatz im Ränzel bei sich führe, den man ihm für wenig Geld abreden könnte. Er schloß also eilig das Fenster, öffnete das Haustor, ließ den Handwerksburschen in den kühlen Flur eintreten und wies ihm in der guten Stube einen Platz an. Der Handwerksbursche legte umständlich sein Bündel unter den Stuhl, ließ sich behäbig nieder, kostete die Kühle des Raumes aus, kostete weiter die Würzigkeit des Weines, den Meister Berenthal kredenzte und machte sich auch mit großem Appetit über die aufgetragenen Speisen her. Als er sich rundherum satt gegessen hatte, als er sich gar das Wams aufknöpfen mußte und gleichzeitig mit seinem bunten Taschentuche den Schnauzbart abwischte, erinnerte Franz Berenthal wieder an das auf der Gasse geführte Gespräch: „Ihr habt doch ein großes Stück Silber zu verkaufen, Freund, das die Größe eines Kindskopfs hat? Wenn Ihr es im Ränzel habt, so packt es nur aus; ich will es Euch gut und über den Preis bezahlen.“

Da lachte der Handwerksbursche über sein ganzes Schelmengesicht und meinte: „Wie sollte ich nur so reich sein und über einen solchen Schatz verfügen! Als ich draußen Euren Laden sah, kam mir nur so in den Sinn, daß es doch überaus glücklich wäre, auf meiner Fahrt einen Silberbrocken zu finden, der die Größe eines Kindskopfs hat. Man könnte wohl viele tausend Ringe und Armreifen davon anfertigen. Und da kam mir weiter in den Sinn, Euch zu fragen, wie hoch im Werte ein solch großes Silberstück stehe. Nur dies fragen wollte ich Euch, lieber Meister!“

Da sprang Franz Berenthal wutentbrannt auf: „Narren wollt Ihr mich, Ihr wolltet einmal kostenfrei Euer Bäuchlein bei mir füllen...!“ Der Handwerksbursche aber packte eilig sein Ränzel und stob zur Türe hinaus. Noch am Fenster zeigte sich lange das Gesicht Franz Berenthals und der Schelmname „Kindskopf“ polterte ebenso lange hinter dem lachend Davonschreitenden her.